

UWE DICK • SAUWALDPROSA



**SAU  
WALD  
PROSA** UWE DICK



Wo ist das Land der Panzerpratzenkrebse?  
 Wo fließt das Bächlein helle, darinnen die Forelle  
 Franz Ferdinand Elfmeterbälle bolzt?  
 Wo hängt der Beißkorb der Xanthippe und wo,  
 sag an! erscheinen nachts die Bürger aus der  
 Traumstadt Perle? Wo ruht das Drachenei des  
 Magiers von der *anderen Seite*?

Hinter den sieben mal sieben Hügeln,  
 die sich bei Höll auftun, Moosvogel ver-  
 bergend und Hundshaupten, Mergl und  
 Frauentodling; östlich Ortenburgs, dessen  
 »bezaubernder«, aufweglich stimmender  
 Predikant Cölestin auf Wunsch seines  
 Herren, des Reichsgrafen Joachim zu  
 Ortenburg, mitten im Katholischen  
 Herzog Albrechts V. protestantisch von der  
 Kanzel ketzerte, die er in Harnisch »und  
 mit gespannter Büchse« bestieg, da schon  
 von Schwertling her die Hakenschützen  
 nahten; gute – bei Westwind im Rücken! –  
 drei Fahrradstunden hinter den Messer-  
 brechern des Töginger Waldschnacks  
 Gustl, halb so weit nur noch von Roßbach  
 aus, wo ein Zahnarzt seine »Apfelkönigin«,  
 die lächelnde Stille, inthronisierte, dort,  
 Achtung, Zungenbrecher! – drobm überm  
 untern Inn, südlich der Nibelungenstraße  
 also, nördlich der Sonnentore, dort ist  
 mein Arkadien, der *Sauwald*.

Und die Sauwäldler, das sind die  
 »Riaßler«. Überkommene Namen. Zu  
 Olims Zeiten nämlich schnoberten hier  
 riesige Rudel von Paarzehern durchs  
 Holz und brachen hervor mit Gegrund  
 und Röff-Röff, zur Unzeit die Felder  
 zu pflügen. Nun, die Sauen gingen  
 zurück, wie es in der Forstamtssprache

heißt – man schoss sie ab, bis auf ein paar  
 überlebende Glücksschweine – die Sauen  
 gingen ... und die Namen blieben.

Namen saan Schicksal, sagt der in Eisen-  
 birn, an einen Holzapfelbaum gelehnt.  
 I hoäß Krieger – und hob zwoamoi  
 eirucka miassn. Der Dachdecker, bei dem  
 wo i glernt hob, hot si Schindler gnennt.  
 Da war bloß dees L zvui; dees hob i oiwei  
 hergnomma für mei Leckmi. Und mei  
 Oide war a geborene Jung, und is aa jung  
 gstorbm!

Ein Seufzer, ein Blinzeln hinauf  
 gegen den Krönungshimmel, in dem  
 ein Rüttelfalke lauert, dann ein – trotz  
 Innviertler Lidspaltenentzündung! –  
 zwingend imperativer Blick, unter dem die  
 schiefste aller Weltformeln jahrzehntelang  
 unangefochten bliebe, ein Runzeln der  
 Stirne und das Beiseitewischen, was red  
 ich, das Durchsäbeln aller möglichen  
 Einwände mit der Handkante: Namen  
 saan Schicksal. Aus und Amen. Beweise  
 brauchts do nimmer!

Wortlos breche ich zwei zum Gebet  
 gekreuzte Arme auseinander, das gold-  
 gelbe Mittelstück einer Brezel, indes mein  
 Gegenüber vom Stamme der »Solcherne-  
 wia-mia-de-gibts-gar-nimmer!« den  
 daumendicken Außenbogen des Back-

werks in die Joppentasche steckt, dankt und erklärt: I muaß heit no auf Schärding obe. In Allerheilign werd eikehrt und a Bier trunka. Für da bhalt i ma den Soizriassl. Am Jüngstn Tag mach i dir an Advokatn, fallsd oan brauchst – is eh kloa! A guade Roas dawei! – Lüpft den Hut und geht.

Namen saan Schicksal ... hallt es mir in den Ohren, während ich meinen Rucksack packe, ihn nach beendeter Brotzeit aufs Rad zu heben. Der Mann, der für 1500 Gulden das Versteck des Andreas Hofer preisgab, hieß Raffl. Der »Herr Lehrer Gerts« war es, der mir unter falschem Lächeln Tätzen über die Finger brannte, mit einer Gerte, dass es nur so pfiß. Und der Name des Verwaltungsfachmannes, der mit technokratischer Sicherheit eine noch vor Jahren erkennbare Innstadt (nachts rücken die Baumfäller-Kommandos aus: so meistert er die Bürger, die protestieren könnten!) fast in eine Steinwüste verwandelte, der Name dieses Kahlstadtoberhauptes beginnt, nomen est manchmal wirklich omen, mit Stein. Wüsste ich nicht, dass er, dessen Tot-Schlagworte, dessen Hauptargument die »wirtschaftliche Seite« ist, hätte ich nicht zur Kenntnis genommen, dass er und seine viel zu vielen Mitmacher anstelle des lebendigen Blickes Münzen in den Augen haben, ich führte ihn hier her, dicht unter den Sauwald, nach Schärding. Wer nämlich wissen, körperlich erfahren möchte, was Urbanität ist und wie man eine gewachsene Ortschaft vor Bankhauseinbrüchen und monströsen Kaufkuben bewahrt, ohne als subventioniertes Traumstadttheater ums »liebe Geld« bängen zu müssen, der wandle die Schärddinger Silberzeile hinab! Jeder weitere Kommentar erübrigt sich, oder, um mit

den Worten des Mannes aus Eisenbirn zu sprechen: Beweise brauchts da nimmer!

Längst ist er die Fahrleise hinuntergewandert, dem Hahnensalut, dem Eivogelgedack und dem Wuff eines Hofhunds nun näher als ich. Mir aber – die Wohnung aller Rätsel ist wohl doch der Kopf?! – will dieses »Namen-saan-Schicksal« nicht mehr aus dem Sinn. Wie eine banale oder das Fragment einer edlen Melodie sich zuweilen aufspielt, manchmal geradezu emporschwingt zum Dirigenten eines ganzen Tages – ich erinnere mich in diesem Zusammenhang des verdutzten Gesichts einer Schönen, der ich, inmitten paradiesischer Umarmungen, das Trompetensolo aus Schostakowitschs erstem Klavierkonzert ins Ohr pfiß: was mir den Vorwurf eintrug, ich sei doch wohl nicht ganz bei der Sache, worauf ich mich vergeblich bemühte, den Laut gewordenen Ohrenwurm als ein gewissermaßen klassisches Signal innerer Gelöstheit und Harmonie zu interpretieren – kurz, gleich einem angepflockten Pegasus kreist mein Sinnieren um dieses – allmählich lästig werdende »Namen-saan-Sch...«. Aber wie soll ich auch freikommen von solch einem spleen-fix, da doch just in einem Gemeindeteil namens Kobeln die wahrste Sauwald-Odyssee anhub!

Nicht, dass es unsere Absicht gewesen wäre, die Riaßler zu frozzeln – wegen ihres schicksalhaften Namens. Nein, vielmehr wuchs uns das gespenstische Niemandsländ aus jener Gründlichkeit entgegen, die meinen Reisebegleiter kennzeichnet. Er wünschte sich zu vergewissern, ob nun das, was sich da auftat vor unseren Augen, auch wirklich der Sauwald sei, wie es die Karte – schwarz auf dunkelgrün – auswies. Und hier begann das seltsam traumhafte

Spiel der sogenannten Wirklichkeit, das Wandern von Weichbild zu Weichbild, der Sauwaldspuk am hellichten Tage.

Da mochten wir noch so felsenfest überzeugt und mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen, das heißt auf dem kristallinen Grundgebirge der Böhmisches Masse stehen, die Alte in Kobeln wusste es umwerfend besser:

Wenn mir der Sauwald waarn – dann daatn mir dees wissn. Aber mir saan der Sau... (mittelschwerer Hustenanfall bei gleichzeitigem Fortscheuchen eines schwarzen Katers) mir saan der Sauwald need. Da miassnS scho no a Stückerl weiter, do hintre zua! – Und sie wies mit der gichtigen Schwurhand ins Ungefähre.

Do hintre zua, steil überm Donau-graben, der uns von Gottsdorf, Hühner-geschrei und Hundsfüllung, von Knödlsöd, Glotzing, Lämmersdorf, Pfaffenreuth und Wildenranna, von Rackling und Wind-passing trennte, hieß es dann heiser aus einem windschiefen, mit Gaunerzinken tätowierten Blockhaus: Tho, – thum Thau-walth wollnth? Pause. Bedenkminute? Ein Blecheimer stürzte um, Flüssiges pfitschte. Flüche in Girlanden. Thauerei, elenthige! Wer hoth thenn tho then blöthen Kübl higschtheith?! Und, der Leserlichkeit zuliebe, aus der Lispelsprache übersetzt: Also, – aus Diethalling kemmanS?! – Ja, da saanS jetzt scho z weit. DaSauwald is do umme, doda – dooo ausse!

Ein knochiger Fingervogel fuchtelte aus dem winzigen Lichtloch, sowohl in die Richtung weisend, aus der wir herfanden, als auch in jede andere.

Wer viel fragt, geht viel irr, weiß eine altbairische Redewendung. Hier, im vormals Kurbairischen, jetzt Ober-österreichischen, das schon fast böhmisch ist, traf sie ins Schwarze. Denn wo immer

wir fragten – das freilich mit Unterbrechungen, Spaziergängen im Sauwald, Übernachtungen in seinen böhmischen Dörfern rund um den Haugstein –, wo immer wir um Auskunft anhielten, war der Sauwald »woanders«: Da hintn oder dort drübm. Do need, aber do vorn scho. Mehr do nunter zua, wissnS, wo iatz de große, schwarze Wolkn briat, bis Dingsda, und dann links abbiagn. Do kemmanS dann nach Herrgottwiahoaßtjetzdees-gleiwieda, und nacha ... Hätten wir die Angaben aller befragten Riaßler für die Wirklichkeit genommen, wir wären niemals im Sauwald gewesen!

Und vor der Abreise – ein mythisches Finale! – wuchs die Grotteske ins Unermessliche; das Waldgebirge ward unversehens zur Riesensau: Kopfung, dees is da Kopf! sagte einer, gen Natternbach zua hamS den Sauriassl! ein anderer. Dortselbst jedoch drehte man den Spieß, an dem unser flüchtiger Koloss, unser geographisches Wildbret hing, leichter-hand um: Naa, da Riassl saan mia need. Da Riassl is zMünzkirchen. D' Ohrwaschl saan Vichtnschtoa. Wenn überhaupts, dann saan mia da Sauschwoaf. Aba i glaabs need amoi!

Bis dann, ausgerechnet in Ringlholz, auf einer alteiszeitlichen Moräne, der herrlich große Wald, die dunkle Fichtenborstensau, sich vollends in ein Nichts auflöste: Jaaa, (singend) jaaaa, den Sauwald, den ko ma need greiffa. Der is, wo er is. Und wo er is, dees woäß eigentlich koana need gwiss. Und de Riaßler, de möchtens scho glei gar need wissn, – is eh kloa!

Drei Jahre liegt das zurück. Zurück? Drei Jahre hin, vier Jahre her! Was soll mir diese heilige Scheu vor der abgelaufenen Zeit? Wer blind ist für den Tag, der ist

auch blind für vergangene Tage. Nur deutlich genug dem Heute gelebt, und die Diktatur der physikalischen Zeit ist gebrochen, das frühe Altern »rund um die Uhr« entmachtet, der Vorhang, geflickt aus Kalenderblättern, zerrissen: zugunsten von Augenblicken, deren Dichte und Dauer Monde aufwiegt, Epochen, Weltalter. »Was zählt angesichts des Grabes, sind die Stunden des Glücks, das wir benennen können.« / »Der Moment ist alles.« Hundert Jahre hin, tausend her! Es ist so reichlich Annodazumal noch nicht zu Ende geworden; auch in mir, einem Kollektiv von Personen verschiedener Jahrhunderte. Hei, wie sie mitmischen in meinen Tag- und Nachtträumen, in meinen Anschauungen, meinem Denken, in all meinen Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchen, die keinen Einwand abgeben dürfen gegen einen Menschen. Denn einer meiner höchst gegenwärtigen Toten sagt das: »Individuum meint nur Unteilbarkeit, nicht aber: Harmonie der Teile!«

Beugt genug, mich nicht mehr täuschen zu lassen von ideologischen Buhmännern und Papiertigern, von Systemfallen, Potemkinschen Begriffsdörfern oder was immer mir die Freiheit des eigenen Sehens verstellen könnte; dem »Leben als Betrieb« entflohen, trenne ich längst nicht mehr zwischen Drinnen und Draußen. Erlebe ich doch vielgestaltig, wie Innenwelt sich aufbaut aus Hereingeholtem oder – unbewusst – Hereingelassenem, und umgekehrt, wie ich mir Umwelt schaffe, Mitwelt bilde, kraft innerer Gesichte. So hab ich meine Geisterstunde nicht nur um Mitternacht, und keine Autobahn stört meinen Seelenweg. Das ganze Werden kulminiert in mir: Angeborenes und Angeeignetes, Lokalgeschichte, Erinnerung an einen fernen Alltag, geweckt durch Klänge

und Gerüche, schlägt um in Gegenwart und steigert sie. Auch jetzt wieder, da ich, meine kleine schwarze Erika betastend – so nämlich heißt meine Schreibmaschine –, dem Prasseln der Winterkanone lauschend, gen Münzkirchen radle, das vormals Münchskirchen benamst ward. »Was wir die Wirklichkeit nennen, ist eine bestimmte Beziehung zwischen Empfindungen und Erinnerungen, die uns gleichzeitig umgeben.« Weshalb es denn möglich ist, dass ich hinabstürze mit Sternen und Blättern, mit Vogelruf und Traktoren-Tak-Tak ins Amphitheater zu Syrakus, dem steingrauen Halbkreis entgegen, den die Buchstabenhebel meiner Erika beschreiben, während über dem Firmenzeichen »S u. N« der Himmelsbogen neu erblüht, durch den ich ein abziehendes Gewitter betrachte, das lichte Tor aus Tränen, in das die Ringeltaubenwolke flattert.

Schlingend im wehenden Wechsel von Helle und Schatten, staut sich das Land, drängen die Wald- und Wiesenwogen gegen das schwarzblaue Donnerkliff, unter den Block der Blitze.

Ankeuchen wider einen Berg. Das Glucksen verrinnender Wasser. Murgang. Lehmschlieren. Des Hähers Fluch aus den Schwarzhöhen. Rabenorakel im Krakelwerk. Dumpf pumpt das Herz. Lungenfeuer will aus dem Hals. Da ist die Höhe erreicht, die Schotterdünung, bezwungen der Kamm von Nässe. Aufsitzen, Tauchfahrt ins Brodeln, hinab in die Nebelsee. Zeit ohne Zeit. Weder Licht noch Schatten. Rauhbirnbäume fliegen vorbei. Erschrecken bis ins Mark: Eine Schlange ringelt sich auf der Fahrbahn. Wie ausweichen? Zornotter? Höllennatter? Nein, nur ein Keilriemen. Das spitze Herz sucht neuen Takt. Woher diese Angst?



Wieder bergan, durch bemooste Stille. Riesen dunkeln heran, schneckenbeknöpft und mit Pilzepauletten. Rehsprung. Tränen perlen von den Rippen des Farns. »Der Wald mit den Augen des Marders.« Dann saure Wiesen zum Hochmoor. Baumleichen. Niederwuchs. Gnomenreigen im Wabern. Was kocht da im Schauer? Was braut die Wetterhex? Wenn es jetzt aufrisst, wenn jetzt der Brodem wiche, fände ich mich unter Felspartien, unter alpinem Getümm?

»... und zweitens, als man denkt.« Hakelei im Theater der Typen. Das X sprang vor das U. Szenenwechsel. Waldgebirge ab durchs Fenster, Postbote von links: Du, jetzt habin gseng! / Wen? / Ja, den ganz den andan, vo demsd ma im Sommer erzählt hast! / ? / Im Fernseh isa kemma, im Estreichischn. Der mit de Fisch, der Zahnluckerte! / Da Luger? / Ja, der – und i hab scho gmoant, dir is amoi wieda dPhantasie durchganga! / Vielleicht ist sie dir durchgegangen, weil du gar so wenig hast! – sag ich nicht. Denn es ist ja nicht seine Schuld, so wenig zu wissen von dem einzigen Jenseits, das diessseits ist, vom Riesenreich der Phantasie. Also: Gruß. FormalHabediÄhre. Postbote ab, Franz Ferdinand oder, je nach Herkunft der Gäste, auch Franz Josef – schwanzüberkopf hinein in den gläsernen Bierkrug. Wir stehen am Mühlbach. Luger ist in seinem Element. Er hat alles, was er braucht: ein Publikum, das mitgeht, und genügend Nachschub aus der Wurmplantage. Das sind schimmelnde Bretter auf feuchtem Grund. Unter ihnen windet sich, wonach Toni Sailer und Bomber Müller schmachten.

Und jetzt, meine Damen und meine Herren, das epochemachende, unwider-

ruflich sensationelle Spiel des Jahrhunderts in dieser Stunde! Der deutsche Weltklassesportler – in bravouröser Kondition und mit einzigartiger Kombinationsgabe – schießt ein zum Zwei zu Null gegen Brasilien, und zwar Kopfball, liebe Sportfreunde. Einfach phantastisch! Wie er das nur macht?!

Das Publikum jauchzt, röhrt lustvoll. Bei verhaltenen Bewegungen allerdings, denn Luger rät zur Vorsicht. Eine zu leibliche Beifallsbekundung könnte zu einem Abglitschen, zu einem Verlust der Balance auf den Grassoden und damit zu getrübbten Verhältnissen im Mühlbach führen, in dessen Steinkränzen, Kästen und Gumpen, Krankenstationen, Nachwuchscentren und Trainingslagern noch manche Jahrhundertleistung lauert. WissenS, erklärt Luger, wir müssten sonst auf den Riesenslalom verzichten, den Höhepunkt der Winterolympiade an diesem schönen Sommernachmittag. Denn unsere Rennläufer treten nicht an mit Sand in den Augen. Bei den hier zu erreichenden Geschwindigkeiten könnte das den glatten Tod bedeuten, zumindest aber ein Abkommen von der Piste und damit ein Scheitern an der Realität!

Augenzwinkerndes Einvernehmen. Raunende Zustimmung. Luger nimmt den Plastikball aus dem Spielfeld. Beckenbauer strahlt! kommentiert der Spielmacher. Ja, er ist die Sonne am Fußballhimmel Europas. Aber die Sonne geht bald unter. Wir müssen uns beeilen! Pele, Pele, arme Seele: So geht es, wenn man zu viele Bankette besucht. Da wird man schwerfällig. Luger, feierlich, mit pünktlich feuchtem Blick, in die Augen der Umstehenden: Dennoch, ein schweres Spiel. Ein hart erkämpfter, verdienter Sieg! Liebe Gäste aus Deutschland, ich

gratuliere Ihnen zu Ihrer so großartigen Mannschaft!

Hm, das tut gut. Eine Gruppe Hannoveraner, »gerade noch rechtzeitig« dem Omnibus entstieg, aalt sich in Lugers erquicklichen Worten: Bitte, sagen Sie Ihren Leuten in der Heimat, dass wir hier in Österreich mit Hochachtung auf den deutschen Bruderfußball blicken! – Und jetzt zur Winterolympiade, zum Riesenslalom der Superlative!

Dem Wurm, den Luger im Zickzackkurs über die Fläche des Mühlbachs führt, nicht, ohne zuvor mit einem Reiztunken zu signalisieren, dass es nun so weit sei – da ist sie schon, die Rosi. Sehr konzentriert heute. Start und los! –, dem Zickzack des Wurmes folgt eine Forelle. Großartig! Wenn das kein Wedeln ist! Beachten Sie die klare Linienführung, meine Herrschaften, die Präzision, die Sekundelstel rettet! Ja, die Rosi zeigt, dass man mit ihr noch rechnen kann. Sie weiß, hier geht es um die Wurmscht. Ein Blitzmädl, das da seinen Mann steht. Noch zwei Tore. Elegant! Hoppla, jetzt hat sie den Wurm erwischt. Fast hätte mir Rosi Mittermeier in den Finger gebissen. Ein temperamentvolles Luder! Vor dem Ziel ist sie am Ziel. Ja, meine Damen und meine Herren, man sieht: Man ist schnell einmal zu langsam!

Im Rahmen der Sommer-und-Winter-Olympiade, die durchwegs von der deutschen Equipe gewonnen wird, inszeniert Luger noch ein Unterhaltungsprogramm:

Springen der Forellen durch einen Ring,  
Bewunderung Franz Ferdinands des Wandelbaren,  
ein Rennen »rund um den Maßkrug«, wobei es gilt, durch des Henkels Öffnung zu wischen;  
dann die Schau »Tier und Technik

international«, didaktisch bereits hinüberweisend auf die Besichtigung des Atomreaktors »Selbersdorf«.

Glückseligkeit in den Gesichtern großer und kleiner Kinder: Joouu! / Hoooh! / Ja ganz guad!

Auf Anhieb nämlich gelang der Hand-, präziser: der Scherenstand des Panzerpatzenkrebses. Gegrätscht steht das Tier über Lugers Fingerkuppen.

Die Modelle laufen mit Wankelmotor im Heck. Sehen Sie, jetzt wankelt er wieder! – Vom zuckenden Schwanz des »umweltfreundlichabgasfreien Amphibienfahrzeugs« schnellen Tropfen.

Die PPKs besitzen volldampfvorausundhinterherautomatische Einspritzpumpen, steinschlagfeste, ein- und ausfahrbare Stielaugen sowie eine selbstsichere TagundNacht-Karosserie von jahrtausendbewährter Einfachheit!

Da keine weiteren Fragen laut werden, erklärt Luger zusätzlich Einzelheiten des krebssenden Gebildes: Der Wendekreis wurde jüngst in einem Buch ausführlich umschrieben. – Hier sehen Sie die Bogenantennen, mit deren Hilfe das Kommando Funkkontakt aufrecht erhält, und zwar, wie man erst jetzt wissenschaftlich in Frage stellen kann, zu dem entsprechenden Sternbild gleichen Namens – der Redner weist in den Sommerhimmel, mechanisch blicken die meisten Zuschauer empor –, das Sie von hier aus nicht sehen, wovon Sie sich persönlich überzeugen können!

Der Äther der Fröhlichkeit hat nun alle eingewölkt, auch jene, die anfangs durch ein verquält distanzierendes Lächeln oder unbeteiligte Mienen vortäuschen wollten, sie seien zu gebildet, zu hoch vom Rang der selbstverliehenen Würde, um sich von so einem »zugegeben ganz

originellen« Landclown foppen oder gar bluffen zu lassen. – Und hier sehen Sie den Steinbeißer, einen sozialen Aufsteiger gewissermaßen, einen Emporkömmling, der im Dunkeln munkelt, der die Niederungen tiefer Schichten für das Höchste hält. Er lebt von der Brut anderer. Er ist selbstherrlich, lässt keinen anderen neben sich gelten. Eine verbissene Existenz im objektiven Grau, dem Spiegelreflex der langen Weile. Man kennt diesen Parasiten auch unter der Bezeichnung Mühlkoppe, vorausgesetzt, man ist man. Diesen wie jenen trifft man nur noch selten an!

Stets, wenn er seinen »Erläuterungen, hoffentlich so klar wie der Mühlbach«, ein spöttisches Schwänzchen anhängt, spielt ein Lächeln unter Lugers altmodischer Brille, die aber – folgt man nur konsequent seiner Philosophie – das Neueste ist, denn: Das Alte ist das Neue! WissenS, die Menschen sind vergesslich. Wie segensreich! Sonst gäbe es ja nix Neues für sie auf dieser Erde!

Nie klingen derartige Sätze belehrend, aufdringlich; im Gegenteil, eher verzweifelt-unsinnig, so, als bäten sie um Nachsicht, um Entschuldigung. Mit wachem, forschendem Blick linst Luger in die Runde, liest seine aus aller Welt hereingekommene Literatur von den Gesichtern. Sieht er sich hierbei jedoch ertappt, huscht das Lächeln dieser männlichen Sphinx in Gummistiefeln augenblicklich hinweg, einer Maske weichend, die man als selig-dümmlich bis vertrottelt-harmlos anschauen mag – oder gar soll? Glaubt Luger sich dann aber immer noch beobachtet, kritisch beäugt, funkt er ein verbindliches »Nicht-wahr, wir-zwei-wissen-es«. Oder er hält es gar nicht mehr aus und bemächtigt sich der Situation mit

einem: Also ich weiß nicht, aber irgendwo hab ich Sie schon einmal gesehen! Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor! SaanS gar vom Fernsehen?

Die Schau geht weiter. Nicht genug der Kreaturen »life oder in Spiritus – was nicht heißt, dass sie geistreich sind!« Da zeigt er »Gottes langsam mahlende Mühle, immer noch in Betrieb!« sowie den Atomreaktor »Selbersdorf«, »vom alten Stand der vollelektronischen Fernsteuerung auf den neuesten und zuverlässigeren gebracht«. Jetzt also mit Handbedienung. Über ein »Drahtzugsystem von durchrationalisierter Direktheit bis ins Detail« leitet Luger das Wasser aufs Rad. Rumpelnd kommt der Mechanismus in Schwung. Noch ein Handgriff, und ein Baumstamm wandert auf einem Zahnradwagen in die Bandsäge.

Empirodynamisch betrachtet, war das Ganze eine sägensreiche Erfindung, vor allem, wenn man bedenkt: Die Anlage arbeitet millimetergenau – sogar im Ruhezustand, und wir wissen, meine Damen und meine Herren, wie es gerade in unserer Zeit auf Stimmigkeit im Zehntel –, ja, im Hundertstel-Millimeterbereich ankommt! – Allgemeines Kopfnicken.

Jetzt an die Ostfront des Reaktors, zur Expo 75/76/77 ..., ganz, wie Sie wollen, liebe Gäste, wir sind immer der Zeit voraus!

Offenkundig ist mit dem Sägewerk auch Lugers Phantasie neu in Schwung geraten: Hier das selbstladende Jagdgewehr, mit dem Cäsar im Sauwald jagte. / Ein Türkenstern. Den dazugehörigen Halbmond finden Sie als Sichel in der Nähe eines Hammers, der manchen Kopf, vor allem jeden denkenden, wie einen Nagel trifft. / Ein Wurzelschwein. / Napoleons Gulaschtopf, durchschossen:

Ja, er lebte gefährlich! / Ein Radarschirm mit Fangnetzen. / Der Beißkorb der Xanthippe: Neckermann bringt zum Jahr der Frau ein vereinfachtes Modell auf den Markt! / Zwei Wurmuhren. / Regensichere Sonnenwecker. / Phantasiepulverdosen: Für die heutige Zeit leider viel zu klein! / Mehrzweckpendel, vor kurzem noch garantiert rostfrei. / Das rindenstrukturalistische Werk eines Laienkünstlers von überregionaler Unterbedeutung, aus dem Jahre Anonym, die beiden Spitztürme des gotischen Domes zu Dings darstellend: Erraten oder erkennen die Gäste das Bauwerk? Wo steht es?

Chor der Omnibusler: In Köln. Am Rhein!

Luger: Vollendet, vollendet! Umfassende Bildung nennt man das. Ich sehe Hoffnung für Europa, denn Wissen ist Macht. – So, und jetzt bitte ich Sie noch um Konzentration für diesen hochempfindlichen Kostenexplosionsglobalradikalator! Er enthält alles, was zur Bescheidenheit beitragen könnte. Haben Sie ein solches Wunderwerk – nein, mein Herr, kein: wundes Werk! – der Technik schon einmal gesehen?

Chor der Zauderer, kleinlaut, piepsend, im Kanon: N ... Nei ... Nein!

Sehen Sie, und so viele von uns bilden sich ein, die Welt zu kennen. Die Massenblödien, lassen Sie mich das aber einmal unmissverständlich verabschieden, insbesondere die Mattscheiben, informieren keineswegs zuver-, sondern bestenfalls nach- bis lässig. Gucken Sie nicht zu oft und nicht zu tief in die Röhre. Fernsehen verhilft nicht automatisch zu Weitsicht, wie das manche meinen. Und sagen Sie Ihren Leuten in Hannover ..., und grüßen Sie mir herzlich Ihre liebe, saubere Messestadt! Alles Gute und Pelikanol! Ihr Besuch war mir eine und Anregung

zugleich, wenn Sie sich das vorstellen können! Ada, ada, servus, doswidanja, gudbai! – Kussband, Winkewinke, Juhuu und Trara. – Nu mach schon, Else! Einsteigen, hopp! Klapps auf den Hintern. Na, also, weißt du! Untersteh dich! – Schau mal, jetzt hat er sich auch noch den Hahn auf den Kopf gesetzt. Er kräht, er kräht. Ob der wohl auch dressiert ist, wie die Forellen? Ulkig, nicht-wahr? Ach ja, Albert, so heimlich haben wir doch alle noch ein bisschen Heimweh nach dem Hahn auf dem Mist! Wiedersehn, wiedersehn! Bus ab.

Seit 1952 fressens mir aus der Hand, berichtet Luger, sich stärkend mit Most und einem Stück Brot. Schon 1956 begannen die ersten Slaloms. Toni Sailer ist mein prominentester Schüler. Er lernte spielerisch leicht. Kann sein, dass er gar nichts weiß von seinem Lehrer. Manchmal schaut er mich an, als ob er mich nicht kennen würde, grinst Luger, immer noch wie vor einem Publikum. Erst jetzt bemerkt ers, winkt ab und setzt resigniert-belustigt hinzu: Ja, das hat man eben so drin, wenn man es zwanzig Jahre macht. Der Eintritt kostet sieben Schillinge oder eine Mark. Für Sie ausnahmsweise zweimal 50 Pfennige, werter Herr!

Er lebt davon, sagt er.

Und die Würm auch. Weils gmäset werdn, vorher. Die Buben in der Nachbarschaft sammeln recht fleißig und kommen so zu Geld!

Derbleckt ihn ein Beistehender aus dem Dorf: Mei, Luger, wennst amoi heiratst, muaßt oane nehma, de wo Würm hat!

Das überhört er charmant, weist stattdessen auf den Neubau am Hang: Wenn der fertig is, nacha werd gheirat!

Da schweigen sie kleinlaut, die Spötter. Sie mögen wohl auch ihre Häuser haben;

doch kraft der Sprache, wie Luger seine Welt aufbaut, schafften sie es gewiss nicht. Witzigkeit allein macht noch keinen Dichter. Ob Luger weiß, dass in ihm einer steckt? Kein Zweifel, seine Worte sind es, die rostige Schüsseln, Wrackteile, Baumpilze, ja sogar Steine beleben, Beziehungen herstellen, Geschichte schenken, sprechende Gegenwart. Wenn das menschliche Wort die Natur vielfach bindet, einengt, so vermag sie der Herr jener klappernden Mühle am rauschenden Bach in guten Stunden zu befreien: durch Zauberworte, magisch genug, das bloße Dasein von einigem Getier und mancherlei Plunder zu erweitern.

Schon in Massing an der Rott war mir Verwandtes bewusst geworden. Dort besichtigten wir zum Auftakt einer Innviertelfahrt den »Schusterödthof«, das Niederbayerische Bauernhofmuseum, einen Unterlandler Vierseithof, wie er links und rechts des unteren Inns zu finden ist.

»In den alten Einrichtungs- und Gebrauchsgegenständen werden Arbeitsweisen und Lebensgewohnheiten auf einem Bauernhof vor dem Einbruch der industriellen Technik und Mechanisierung deutlich«, versichert ein wacker gezeichneter Katalog. Nun also unser Rundgang: doch nichts dergleichen geschieht. Friedhofsstille. Museales Schweigen. Dornröschenschlaf der Requisiten. Erst das Wort, das Sagen einiger alter, auf Drahteseln hereingekommener Bauern löst den Bann, bringt Leben in das Aufgereihete! Die Dinge – Pfannholz, Surfaßl, Büffel, Kartoffelmalschgabel, Putzmühle, Riffelkamm, Heinzbank, Hackeltrommel – Hö, hö, – da fehlt ja a Trumm! Da hams ja bloß oa Hälftn zammkafft, die Museumssammler! Ja, so

geht dees nia need! – die Dinge – angesprochen – geben Antwort, treten hervor aus ihrer dekorativen Stille, offenbaren ihr Geheimnis.

Ein Geheimnis gab auch der Gustl preis, der an jenem Tag unter dem Bundwerk des Wagenschupfens hockte, die Mittagshitze abwartend: Dees ganze Land ghört mir, – mitm Radl! Alle Tag bin i unterwegs mit meine drei Herzinfarkt, bin i auf der Walz, Zementschwammerl aussetzn!

Er genoss die verduztten Gesichter seiner Zuhörer. – Ja, da schaugS, gei! Aber dees ist hoit mei höchste Freid: Schwammerling giasßn aus Zement, ganz naturgetreu, und schee omein. Und dann stell i mir vor, wia dumm dass er drei schaut, der Schwammerlkeni im dunkln Woid, wanner ummanandakratzt mit seim Messer, kratzt und kratzt – und dees Prachtexemplar mag need hergeh, ums Verrecka need! Im Fall aber, dass ers abbröckt, ausseziagt, findt er a Briafperl: »Lieber Schwammerlfreund! Heut is's hart herganga, gei! Steinpilz und doch nicht Steinpilz! Aber, Mensch ärgere Dich nicht! Schreib lieber, wo Du mich gefunden hast! Auf die Schartn im Messer gibts keinen Schadensersatz. Dafür aber beiklebend eine Briefmarke, die Du behalten kannst, auch, wenn Du nicht schreibst. In der näheren Umgebung – diese Information hast Du Dir redlich verdient! – findst Du koan Zementschwammerl mehr, wohl aber in der weiteren! Gruß, der Gustl von Töging!«

Oam is amoi sMesser abbröchn. Der hat mir recht scharf, schärfer, wia sei Schneid gwen sei mag, gschriebm. – Ja mei, die Humorlosen krabbe'n heit aa scho im Wald ummanand; kannst nix machen. Dees rührt mi aber gar need, dees is einfach Künstlerschicksal, wemma so sagn derf.

Ganz gleich: mog sei, dass i scho hi bin, dass mi morgn scho dWürm zammputzn auf mei vierts Schlagerl hi, aber – meine Zementschwammerl, schee versteckt, wo se Fuchs und Has Guadenacht sagn, meine Schwammerl, made in Töging, hast ghört, überlebm mi!

Massing, des Gustls Luchsblick dortselbst, Froschau, Handwerk, Huldessen, ... der träge Fluss der Rott, die Kirchturmnadel Eggenfeldens. Das sind die Projektionen, die mein Gehirn, nach dem Prinzip des Assoziativspeichers gebaut, regelmäßig in Bewegung setzt, sobald das Reizwort Niederbayern fällt. Und wohl auch deshalb, weil der Sauwald erstmals über diese Landschaft angesteuert ward, geben meine inneren Augen den Blick auf die Zwickledter Arche, auf die Granitblöcke im Dunkeltann von St. Roman oder auf den Irrwisch zu Mitternacht in St. Ägidi erst frei, wenn mein Schauendes seine altvertrauten, liebgewonnenen Bilderwege genommen hat. Herbstelt es, scheint da stets das gepflügte Erdmeer auf, an dessen Ufer ich eines Vormittags geriet, irgendwo hinter Taufkirchen, im November, durchgeblasen vom Rauhreifwehen. Da ist er wieder, der plastische Rhythmus fettglänzender Schollen mit stolzierenden Raben obenauf. Und schon dringt die *Dorfener Grabrede* ans Ohr: Da liegst du jetzt drunten in der dunklen Grube und kannst uns nicht mehr sehen! / Und wir können dich auch nicht mehr sehen! / Ruhe sanft, du trauriger Kamerad! – Und zur Fahnenweihe im gleichen Ort: Da muss man verwundet gewesen sein! / Da muss man gelitten haben! / Da muss man gefallen sein, zu Lande, zu Wasser, wo die Wellen mit den bleichen Knochen spielen, in der Wüste und in der Luft!

Nun noch der obligate Geruch einer Arnstorfer Metzgerei, eine Pfarrkirchener Kirchgangszärtlichkeit: Sog i zu meiner Aitn, was waist denn, du Waidsau!, die Jahrhunderteichen in Haidenburg, die Runkelrübenpyramiden zu Roßbach – und vor mir steht Rudolf *Englberger*.

Den Zahnarztmantel hat er abgelegt. Für wie lange wohl? – Glaubstas, furrrechtbar! Daher kemmans erst, wenn ois dafeit is. Und wennst eana dreimal sagst, bittschön, nachm Zahnziang ja need rauchn, dann gengans ausse, de Blutatshammeln, und zindn si oane o. Dann derf i Spritzn gebm und hoffn, dass sma need vareckan!

Über die Schulter des Weißhaarigen blinzelt ein Traumschwein. Marzipansüß steht es auf einem Podest, einem Altärchen, und luust auf ein Gebirge von Menschenleibern, das hinabsinkt in einen Sumpf aus Blut und Tränen. Das Paarzeherchen, aufgeweckter und staunender dreinblickend als die Leuchten der Kunst und der Wissenschaft, die ich in Universitäten, Akademien und anderen dem Geistesleben zugeordneten Stätten bemüht fand, ihren Schein zu wahren, das Unschuldferkel ist viel zu intelligent, als dass es verstehen könnte, warum diese Menschenwelt absäuft nach allen Regeln der Logik und der neuesten Wahnformeln menschlicher Gehirne: Messiasse recken die Arme, weisen gegen einen unbeteiligten, kaltflockigen Himmel, gar in eine Weite, die sich niemand zutraut in dem gallertigen Gewoge von Realitätenhändlern, Gebärmaschinen, Parolenverkäufern, Verhinderten, Kreisläufern, Dumpfdenkern, angegeliten Tagesköniginnen und mit inneren Ohren sinnenden Embryo-Planeten. Hieronymus Bosch was here. Und Goya. Abendfriede über

dem allem, nicht Götterdämmerung, nicht Gericht. Keine Apokalypse. Verlöschendes »Nervengrün«.

Das Auge wandert über den Horizont, durchmisst Lande, wie sie die Niederländer schufen: in die Tiefe gestaffelt, großzügig auf wenigen Quadratzentimetern, wie nur höchste malerische Freiheit das vermag, und kehrt, ruhig geworden, zurück, fähig jetzt zur Solidarität mit denen, die sich dreingeschickt haben, abgefunden, gebettet in Moose und Algenbrei, hinunterdriftend ins Vergessen, hingegeben, offenen Sinnes versinkend. Oder aber es ortet – hinter dem Schweinchen im Abendschein – das Zentrum der Stille, einen Hain mit einem Hüttchen darinnen. Eine Tür öffnet sich, und Janet Baker hebt an zu singen: »Ich bin gestorben dem Weltgetümmel / Und ruh in einem stillen Gebiet! / Und leb allein in meinem Himmel, / In meinem Lieben, in meinem Lied!«

Rückert schrieb das, Gustav Mahler dimensionierte es musikalisch. Rudolf Englberger, dem ich diese Schallplatte verdanke, gestaltet es in Farben und Figuren. Die Mehrzahl seiner Gemälde, sei es ein so bezwingendes Antlitzbild wie die »Apfelkönigin« (eine Jury taufte es routiniert-einfalllos: Mona Lisa 70), sei es eine so hauchzarte, hingeduftete Landschaft wie das »Bahnwärterhäuschen in Soyen« (»*Als ich noch jung war* und leicht unter den Apfelzweigen / rund um das trillernde Haus, und so glücklich wie das Gras grün / und die Nacht überm Talgrund von Sternen, / ließ mich der Augenblick hollen und klettern / golden in seiner Augen Blütezeit ...«, imaginierte Dylan Thomas solches Verlangen), oder sei es eine der beispiellosen, mitunter dramatisch-dämonischen Großszenen Englbergers,

immer ist da, sogar im Gerangel der Schlächtertypen und Maulhelden, der selig und unselig Gepaarten, im Clinch der Küsse – ein Bezirk der Stille, ein Garten, ein Wäldchen, ein Ausweg, ein Brot oder ein Apfel des Friedens.

Näselt der König vom Feuillethron: Nostalgie – privat – Flucht ...! Und die Akadeministranten knicksen feige-willfährig: Wir haben auch noch nichts von ihm gehört. Indes die Zunftgenossen erleichtert aufatmen, denn dank jener scheinbaren Allmacht des Kunstmarktes über die Kunstgeschichte (er fragt ja nicht nach Gehalt und Gestalt, sondern fördert Produkte, die nach der Warenform gemodelt sind, wie es das Leben derer ist, die sich mit solchem identifizieren) dürfen sie weiterhin unter sich bleiben, vergleichslos – die Größten.

Aber nein, Englbergers Grant gegen das Leben, das die Zivilisation aufzwingt und dem er begegnet mit Entladungsträumen, mit der Magie seiner Kindheit, dieser Grant ist keine Schrulle, keine private Belanglosigkeit, wie die Pünktler, Strichler, Flächler und Spiralisten neuester Nichtigkeit meinen machen mögen, sondern er ist Kritik. Denn unbefriedigte Wünsche treiben seine Phantasie. Und jede einzelne Phantasie ist die Erfüllung eines Wunsches, ist eine Korrektur der Wirklichkeit. Der unbefriedigten. Und sie lässt wahrlich zu wünschen übrig, die Wirklichkeit derer, die das Leben ersetzen durchs Haben. Ihre Bulldozer und Planieraupen, ihre seriellen Hässlichkeiten, die auch schon in manchem Sauwalddorf das Auge verletzen, ihre Brutalitäten aus Beton und Eisen bedrängen, entnerven, quälen manches Wesen. Wer möchte ihm die Flucht verdenken, eine Flucht in den Frieden gar noch diskriminieren?

Doch wohl zuerst die Handlanger der bedenkenlosen Rechenschieber! Sie, die nicht sein können, sondern immer nur tun, tun, tun, was sie augenblicklos ans Immergleiche des Produktionsapparates kettet, auch dort, wo er sie beurlaubt, ausstattet mit Erlebniskupons, sie haben kein Organ für die Gegenwelt eines Malers, der mit einer seltenen Mischung aus Scharfsinn und Naivität, aus Statik und Bewegung, aus Traum und Trotz die Dinge, die er erschafft – ein Krüglein etwa, eine Frucht oder eine Gewandung –, mit Liebe auflädt. So inbrünstig, so betend, dass sie zuletzt gewaltlos triumphieren, auch in einem Szenarium, in dem zunächst einmal die »großen« Ereignisse, die Götzen, die aufgetakelten Spektakler, die Kaffeesiederwürde, der Spuk, das Sinn- und Sinnenlose, Rausch, Fieber und Erbärmlichkeit die Aufmerksamkeit des Betrachters abziehen.

Aus dem Atelierfenster des Friedfertigen blicke ich nach Osten: einen Horizont weiter sähe ich bereits den Sauwald! Schon will der Vogel Sehnsucht weiter. Schon spreitet er die Schwingen der Einbildungskraft, da erkenne ich mich in einem Blatt, das der Herbst von einem Obstbaum zu pflücken vergaß. *»Was man das Leben nennt, ist flüchtiger als das Leuchten eines welken Blattes im Wind«*, singt der Vogel und turnt durchs Filigran, bis das feuchtschwarze Geäst als Kalligramm auf mattweißem Himmelsbüttchen erscheint: »Allmählich wuchs die Liebe zum Lebendigen so weit, dass es Schmerz für mich war, wenn eine Birne im nächtlichen Garten vom Baum auf den Kiesweg stürzte, anstatt in den nahen Rasen, wenn Cäsar, der große Bernhardiner, beim Abendläuten heulte, wenn ein beim Spielen getretener Wurm sich vor Schmerz krümmte und

ringelte ...« (Rudolf Englberger, in einem Brief aus Roßbach, datiert vom 6. November 1972).

Roßbach, Göttersdorf – da is mei Vater Rossknecht gwen, scho mit zwölf Jahr! Mütterlicherseits kemman mir aber mehr ausm Böhmischen! – Galgweis, Iglbach, Rittsteig – hier hatte Hans Carossa sein Refugium –, Pfennigbach, Passau.

Saß dort im Schatten von Kastanien, an einem Hundstag, trank mein Bier. Weiß nicht mehr, was mir durch den Kopf ging. Nichts von Bedeutung, denke ich, denn je mehr ich mein Erinnern anstrengte – ein Unterfangen, von dem jeder erfahrene Tagträumer weiß, dass es denkbar ungeeignet ist, Schätze des Unterbewusstseins heraufzuhieven –, je mehr ich erzwingen möchte, desto übermächtiger antwortet Schläfrigkeit. Vom leisen Schblatzen zusammensackender Bierschaumtörtchen, von den Kläffzäsuren, die ein Dachshund mutwillig ins Stimmengebräu setzt, sofern er nicht Zeitung schnopert am Schuhwerk der Gäste, von den Wespen im Drahtpapierkorb, von den verschwommenen Architekturformen und all den Gesäßen und Gesichtern, die mir jetzt in den Sinn kommen, vermag ich nicht zu sagen, ob es sich um Wahrnehmungen »damals in Passau« oder, was ich eher annehme, um die Bildsumme vieler Biergärten handelt, um den Garten der Gärten gewissermaßen, wie ihn wohl die meisten Zeitgenossen hiesiger Hopfen- und Gersentrenbreiten in sich tragen.

Aber dann ist da, unüberhörbar-energisch, die große Passauer Sauwaldkadenz, nicht aus den Registern der Domorgel, sondern herübergespielt von einem Solisten am Nebentisch, von einem, der es mir ansah: Eana siecht mas glei o,



dassS no weiter woin, stimmts oder habi recht?! / An was sengS dees? / Dees kann i need sagn, aber ma siechts halt!

Ob er auch sehe, wohin ich heute noch wolle, frage ich. Er: Wenn mi der Toiffe need am falschn Herndl ziagt, nacha woinS heit no in' Sauwald auffe! – Ich nicke. Er: Zu de Riaßler?! – Respekt! – Sie hamd a Schneid! / Weshalb Schneid? wünsche ich zu erfahren. Doch er intoniert ausweichlerisch: Nnnja, i moan hoit, so mia nix, dia nix, in' Sauwald, und no dazua mi'm Raadl, oiso – i moan, dees is scho tollkühn! / Tollkühn? Aber wo soi denn do die Gefahr liegn? / De Gefahr liegt need im Sauwald, sondern de rennt, de rumpelt, de kimmt daher wia a Haglwetter. Und wens derwischt, sagt ma, der is a Leich, der werd in' Grund und Bodn neigwalzt, so tiaf, dass er dPosauna nimmer hört am Jüngstn Tag!

Wo man solches sage, kundschafte ich. Er: Ja im Sauwald, wo sonst! / Kennen Sie den? / Ja freili, weil von do bin i dahoam!

Gefragt, warum er mir das nicht eher bekannt habe, starrt er, den Atem anhaltend, auf meinen Adamsapfel, mimt den Lauschenden nach innen wie nach außen und überspielt die Tatsache, dass ihm solches Fragen nicht recht ins Konzept passt, mit dem bedeutungsschweren Gehabe eines Wissenden, den es hart ankomme, etwas auszusprechen, dem standzuhalten der Gegenüber, ich also, keinesfalls gerüstet sei. Den gläsernen, schlecht eingeschenkten Bierkrug unter der Nase, alles Weiß der Augenbälle an die Redefront werfend, die Rechte, bislang die Ruhe auf der Tischplatte selbst, zauberisch-spreizfingerig neben das Ohr erhoben, löst er die Spannung, die er weidlich zustandgebracht hat, mit seinem

Weil i Eana warna mecht; warna, warna und no amoi warna! durchaus nicht.

Vor was denn warnen? frage ich. Doch nun trinkt er erst einmal, lässt mit dem Bier viel Zeit hinunterfließen. Schluck für Schluck wächst das Gefährvolle. Auf der fleischigen Nase meines durstigen Oraklers sitzt ein Schaumhöckerchen, zerläuft und wird, offenbar weil es zu kitzeln beginnt, mit dem Stoffkranz, den der hinaufgekrempelte Ärmel glorios um den Bizeps wand, umständlich steif, als bestünde berechnete Furcht vor einem Auskugeln des Gelenkes, abgewischt. Dann kracht der Maßkrug neben dem Bierfilzl nieder – öha! – und es trifft mich ein letzter, prüfender Blick: Also guad – nachdem dasss ja need oiewei an jedn dabreesln, auffeschlenzn und unters Gras einepflüagn, mecht i Eana doch an kloan Rat gebm, aa auf de Gefahr hi, dass *smi* amoi opackan – aus Rache! Also ruck zuaba doda, dassi das sog!

Großzügig gestimmt in Erwartung des unschätzbaren Geheimnisses, in dessen Besitz ich nun gleich gelangen würde, bezahl ich unser Bier und geb auch noch eine Maß aufs Zukünftige aus. Er dankt mit einem lapidaren Dees hätts fei need braucht!, verabschiedet den Rest im Glase mit einem teilnahmsvoll-bedauernden Pfüat de, Laaker!!, begrüßt die neue Maß: Du kimmst ma grad recht; mit deem Bruader bin i aa scho fertig wordn!, um sich endlich mir zuzuwenden: Oiso, wenn in Schärding dSaatkartoffeln sBludschwitzn ofangan, wenn zSchardenberg dHenna dFarbn wechsln, dann host no Zeit zum Davokemma! – Wenn aber scho amoi da Haugschtoa sRucka ofangt und dOoachbaam zHautzing sKaicha und Knarzn übakimmt, obwoi gar koa Wind no need geht, dann is's hechste Zeit! Wenn

aber sWetter scho amoi orglt, wenn Pflüag und Ochsnngspann durch dLuft sausn, Dachstuhl und Grabstoa daher schwirrln, wenn scho amoi da Blitzgott Eschn schwertlt und Kirchturm schprengt, dann huift koa Betn nix mehr, dann saans im Kemma, dann saans nimma weit!

Reiner Zufall sei es, meint er, wenn ich dann noch überlebte. Denn nun wandere der Wald. Aus Angst, sage man, vor denen, die da kämen. Büffel seien Ratzn gegen sie und ...

Da Blitzgott, hast dees ghert! höhnt es da hinter der Kastanie. Da Blitzgott und fliagate Ochsnngspann! Ja Beppi, dass du doch oiwei wieda oan findst für deine Schpofankal! – Hervor tritt, dümmliche Heiterkeit auf rosig-feuchtem Gesicht, die Bierfahne nieder, ein Endfünfziger. Doch die Schadenfreude, meinem Rhapsoden eins ausgewischt, den wilden Lauf seines Geisterheeres, wer weiß, vielleicht sogar den Galopp einer schwarzborstigen Kollerwolke tobwütiger Urkeiler unterbrochen zu haben, klingt bei all der betulichen Harmlosigkeit unüberhörbar aus der Sülzenstimme des ungebetenen Stammgastes: GlaamS eam nix! Ois, was der vazählt, saan Kraampf! Sei Vater war aa scho so oaner; i habm no kennt!

Wehmütig lächelnd erhebt sich mein Sauwäldler: Es täte ihm leid, dass er mir nicht Weiteres mitteilen könne, doch so niachtane Leit wie dem – niachtan aa, wenna alle Tag bsuffa saan, damit ma uns richtig vaschtengan! – gehe er schon seit gut zweitausend Jahren aus dem Weg. Mit einem gekonnten Schlenzer, hierzu nur die Rechte und das Knie gebrauchend, plaziert er den Gartenstuhl, auf dem er gesessen, ordnungsgemäß an den Tisch. Dees wissn mia scho aa, dass koan Blitzgott need

gibt! Und trotzdem gibts oan, vaaschtehst! So, wias aa an Boandlkramer, an Dürrling gibt, obwohls koan gibt! – Dees is hoit amoi insane Art, dWelt zum Oschaugn. Insane! Aber so Oa-Augerte wie du ... – jetzt schneidet sie provokant-verächtlich, die Stimme des verletzten Barden – sehng freili need mehr, als was aufm Lohnstreifn schtäht!

Den zugelaufenen Nachbarn hat diese handlose Ohrfeige empfindlich getroffen. Bittersüß grinsend senkt er den rosaroten Kugelkopf, duckmäuserisch abwartend. WissenS, nimmt der andere den Geißelstrick seiner Rede wieder auf, solche Übergescheitlinge, die sich für moderne Menschen hielten, weil sie keinen Gott nicht mehr glaubten, keine Geister und auch koa Seel in der Natur nimmer, was nicht ausschließe, dass sie ihrem Dackel übermenschliche Intelligenz zusprächen, soichane Bildzeitungsphilosophen, de wo moanan, wie aufklärt dass saan, weils koan Bilwis und koa Hollermandl nimma geitn lassn, gerade die hätten den höchstn Aberglaubm, nämlich den, dass sie meinten, sie seien sie. Dabei stehe das doch nur im Personalausweis, den a doikata Beamta gestempelt habe, auf dass die Arbeit nicht ausgehe.

Beherrschte Erregung in der Kehle des Barden, Kraft, die noch zulegen könnte. Der ihn anfangs vertraulich Beppi geschulterklopft hatte, will jetzt vom Stuhle, die Schläfen geschwollen, die Faust geballt. Souverän-ungerührt indessen der Barde: Brauchst gar need ans Raaffa denka, Manndai, heit hilft dir eh koaner bei dera Hitz! Zudem führe die Donau heute zum-Stoaner-Zähl'n wenig Wasser, was die Landung in ihr schwierig gestalte, sofern das Schicksal nicht gnädig und der Schwung des Hinauswurfs so bemessen

sein würde, dass de im Boarischn Woid wiedafindst oder gar bei de Tschechn drent!

Womit der Sauwäldler ausspuckt, den Hut zurechtrückt und gegangen ist. Zwei-, dreimal dreht sich der schweißgesalzene Bierglobus auf wohlumspecktem Atlas, dann nimmt er schnaufend seine ungelenke Bahn, glasigen Blicks. Einige Tische weiter sinkt er in die Stühle und sägt und schnorchelt im Gesumm von Fliegen.

Insane Art, dWelt zum Oschaugn! Ja, der ungehaltene Barde wusste sich trefflich abzusetzen von dem ältlichen Räuschling, der für so viele »Nüchterne« steht, vielmehr hockt, in einem bilderlosen Dasein – und aus dieser Enge heraus stets bereit ist zur Flucht nach vorn, zur Aggression gegen die Phantasie, wo immer sie sich zeigt, die verführerische Schwester der Freiheit, die spinnert, »nicht ganz normal« anmutet all denen, die ihren Geist mit Brotwissen abspesen, ihn furchtsam zur Ordnung rufen, wenn er einmal die muffigen Tapeten übernommener Weltanschauung zu freiem Spiel verlassen möchte. Weil aber die Kreativität, die allein uns des Mechanischen zu entheben vermag, nur aus dem Spiel erwächst, das jene scheuen – es könnte sie in zu viel Freiheit stürzen –, fehlt diesen Kümmerlingen jegliche Produktivität, die aufzubringen hat, wer teilhaben will an einer Produktion. Nein, es ist nicht Unvermögen, was die Bilderlosen im Grau der Langeweile hält, nicht angeborene Unfähigkeit in Bildern zu denken, die sie von den Welten der Sehenden trennt, als vielmehr Trägheit, Gleichgültigkeit gegenüber dem Lebendigen, das also, was der Baier in den Adjektiven »lätschert« und »gschtingat« zusammenfasst.

»Schaffen und empfangen können ist wahrscheinlich im Tiefsten dasselbe ...«, schrieb der Magier von Zwickledt, dessen Arche ich ansteuere, von Passau aus südwärts; zur Linken den Sauwald, zur Rechten den Inn. Der Visionär der Traumstadt Perle, die für Kafka nicht minder bedeutend wurde wie für Hesse, Kasack, Beckmann, Feininger und Klee, der Kündler von Menschheitskatastrophen, der am liebsten auf altösterreichisches Katasterpapier zeichnete, was Dekaden später »Realität« werden sollte, fand sich schon in jungen Jahren denunziert als »abgelebter Sonderling«, nur, weil er vor Augen hielt, was die Mehrheit nicht wahrhaben wollte. So sah ihn eine Feuille-drohne: »... in einen violetten Samtmantel gehüllt, aus einem Mäuseschädel Absinth trinken, um seine Phantasie zu beleben.« Doch für diese Jourkanaille wie für die anderen Geiferer hatte Kubin ebensofrüh ein mildes Lächeln. Er wusste: »Erkennen und sehen wollen ist immer die Vorstufe zum wirklichen Erkennen und Sehen.« Seine Haushälterin, Cilli Lindinger, bestätigt es, wenn sie erzählt, wie sie gelegentlich die Zeichnungen des Meisters betrachtete, ohne sich zurechtzufinden – a paar Blätter ausgenommen, die ich gleich mögn hab, wissenS, der witzige Kubin, dens ja auch gebm hat! – und wie er, ihr Interesse bemerkend, das eine oder andere erklärte. Bald habe sie sich nicht mehr, wie anfangs, geniert zu fragen. Und auf amoi, sagt Cilli, und auf amoi bin i schaugert worn! – Dank und Erregung schwingen mit in ihren Sätzen.

Seit 1906 lebt Kubin in dem Gemäuer, auf dessen Sattel ein Türmchen reitet. Lebt. Präsens. Jeden Augenblick könnte er daherkommen! fasste ein junger Mann, mit dem ich mich in Bayreuth über den

berühmten Ort unterhielt, seine Eindrücke zusammen.

Auch die Gastlichkeit, die weiland Georg Britting, Ernst Jünger, Hans Carossa und mancher andere, der seinem Denken Folge gab, zu schätzen wussten, ist noch nicht fortgezogen. Dank Cilli! Dämliche Weltklugheit bleibt draußen, wenn sie, der gute Geist des verwohnten Gehäuses, hereinbittet unter das Katzensgewölbe, in die Dämmerungswelt blinder Spiegel, blatternder Bilderrahmen und ungestört träumender Möbel, vom Drachenei zu erzählen – Kubins metallener Wärmeflasche –, vom Rhythmus seiner Arbeit mit Krähen-, Hühner-, Stahl- und Adlerfedern, mit Binsenrohr und Getreideähren, von dem Tag, da im Inferno amerikanischer Geschütze Granatsplitter durch die Räume sirrten – der Zeichner arbeitete gerade an Bildern zu Georg Trakls »Offenbarung und Untergang« – und vom Zweiten Gesicht des Künstlers, wie es des öfteren, besonders denkwürdig aber an einem Samstagvormittag des Jahres 1944 Schweigen gebot: Kubin habe am Zeichentisch gesessen, während sie häusliche Arbeit verrichtete, als die Portalglocke läutete; schwach erst, energischer dann, zuletzt stürmisch-unwirsch, als begehre ein Rasender Einlass oder ein Verzweifelter. Sie sei geeilt, nachzusehen. Doch sei kein Mensch zu erblicken gewesen, auch im Garten nicht, den sie abgesucht habe. Und auch ums Haus niemand in der Windstille. Da sei sie zu Kubin hinaufgegangen und habe ihm das seltsame Begebnis mitgeteilt. Doch er habe sich weniger erstaunt als besorgt gezeigt und gesprochen: »Es wird doch dem Erich nix passiert sein!«

Nicht lange, und sie hätten den Tod Erichs – der Großneffe Kubins war

Flieger – zur Kenntnis nehmen müssen. In einem Gefecht über Norddeutschland ließ er sein Leben: zu der Stunde, als in Zwickledt das Glöckchen bellte.

Mit den Jahren meiner Besuche im Kubin-Haus ist es eine unauffällige Tradition geworden, dass mich Cilli Lindinger für eine Weile allein lässt in der Bibliothek des Meisters, worin manche seiner Sammelwerke aufliegen: Bilder, wie sie mir seit der Kindheit vor der Seele stehen, die mich aber, im Gegensatz zu früher, nicht mehr alptraumartig verfolgen, weil ich in des Sehers Schule leben lernte mit ihnen. Wie der neolithische Magier den ungeheueren, beängstigenden Büffel, der ihn bedrohte, dem er sich aber zu nähern hatte, wenn er ihn erjagen wollte, auf eine Felsplatte bannte, um seiner habhaft zu werden, so zwang der Magier Kubin die dämonischen Schreckformen, die Erscheinungen des Zwischenreiches aufs Papier. Und wie er sich selbst – gestaltend – befreit haben mag vom Druck des Erlebten, hilft er auch anderen zu einiger Sicherheit gegenüber den Kräften, denen erliegt, wer glaubt, sie ignorieren zu können, an denen jedoch wächst, wer sich ihnen stellt. Abgesehen davon, dass die von Kubin so eindringlich sichtbar gemachte Nachtseite des Menschen und seiner Welt bedeutend genug sind, gründlich studiert zu werden – wir können nicht genug über uns selbst erfahren –, erschließt sie auch Dimensionen der Freude, Abenteuer des Geistes, wie sie bevorzugt von Künstlern ausgehen, die Aug in Aug mit dem Abgründigen wirkten. Der Zeichner war sich dessen bewusst, als er schrieb: *»Der Tod, welcher mit den Jahren immer vernehmlicher ins Leben eingreift, ist ein paradoxer Ansporn zu geheimnisvollem Genuss.«*

Durchs offene Fenster schelten Kiebitze. Der Nachmittag – unter den Bäumen atmet schon die Nacht – bringt eine melodische Schwächung, ein Nichts-mehr-Begehren, inneres Vergehen. »*Gern legt man dann sich hin und vertraut sich dem All an, das uns hervorbrachte aus dem Unergründlichen.*« Dieser Satz aus Kubins Briefwerk, jetzt hat er seine, hat er meine Stunde. Planetenfern singen Zikaden. Bewegungen werden zu Mehl. Die Sinne sind eins. Durchs Auge strömen Töne. Das Ohr schmeckt Dämmerung, und aus der Kühle, die der Vorhang fächelt, blicken zwei Teiche, angefüllt mit Staunen: ein Fabeltier mit Lipizzanermähne. Aber der Parkwald, worin es ruht, versinkt im Traumsee. Stattdessen tauchen Gebirge herauf, balkanische Dörfer. Turbanträger schmauchen langstielige, erloschene Pfeifen. Über den Tisch des Hauses zischeln Vipern. Schakalgebell. Fledermausschwärme. Heere von Ratten. Der Ibis am Rande der Stadt weiß mit dem Buckligen zu sprechen. Rostende Mechanik. Stillstehende Mühlen. Im trüben Schein der Gaslaterne entzieht ein Mann mit Melone einem Mann mit Melone den Schatten. Weiter nichts! tutet ein Ohrenbläser aus dem Rachen der Boa. Und ein dunkler Turm bricht nieder. Ein Bett auf dem Stadtplatz, daneben ein Stuhl. Krähengewölk. Mannshohe Spinnen. In der Brandungshohlkehle hinterm Hafen, hinter den Geisterschiffen, strandet ein Riesenfisch. Aber die Menge siehts nicht, das Zeichen. Weil die Kameltreiber kommen. Lanzen und Fahnen zucken im Takt zur Janitscharenpauke. Narrentanz und Schellenbaum.

Das ist schon immer so gewesen! tutet der Ohrenbläser. Warum sollts heute anders sein? antworten die Kalbsköpfe und

gießen Wasser über die Sau am Spieß. Und im Keller steht ein Greis im Hemd, aus dem Schlaf gerissen. An die Wand gestellt vom Monster Mehrheit. Noch ein Ruck, dann wird er festgenagelt sein, gepfählt vom völkischen Zeigefinger, der auf ihn zielt, einen phallischen Schatten werfend ins Graue. Weißbart, wo ist dein Judensterne? Du hast keinen? Du bist kein Jude? Ah, das tut nichts zur Sache, Tatterchen! Es wird sich wiederholen. Unter anderen Vorzeichen. Ein panisches Pferd jagt durch den Stollen. Hier in den Gräften wird gefoltet. Der mit des Deutschen Michels Kappe umfängt einen gequetschten, geräderten, geschnetzten, knochengekackten, gepeitschten Leib. Er schleift ihn aus der Katakombe. Zur Leichenhalde. Ordnung muss sein! Wo anders gabs das auch! Außerdem waren es nur fünf Millionen, nicht sechs! Maßlos übertrieben das alles! Und sogleich das Drängen aufs Vergessen: Muss denn das immer und immer wieder gezeigt werden? Kann man nicht endlich einen Schlussstrich ...?!

Hei, welche Eile, welcher Eifer, durch anklägerisches Auf-die-anderen-Deuten sich zu dispensieren von der Selbstbesinnung! Und wie großzügig: Gut, wir sind schuldig. Aber dafür muss jetzt ... Und im Tonnengewölbe prüft man erneut die Daumenschrauben. Und der Jüngling in Hippie-Uniform, make love not war im Knopfloch, berichtet strahlend am Mittagstisch: ... haben wir im Deutschen ganz schön zur Sau gemacht, richtig fertig gemacht! – Die morgen dran sind, haben »Wichtigeres zu tun«: zählen Zaster, bebrüten Weib und Gut, fischen in der Luft, begaffen Karaffen, Fakire und Menschenaffen ...

Was die Bilder Kubins vor mir auf dem Tisch so beunruhigend, so aktuell, so

zwingend jetztgültig macht, bei allem Es-war-einmal der Architektur, der Vehikel, des Mobiliars, der Gewänder und Dinge, bei allem Weitab der Region, aller Eingesponnenheit der Orte, das ist die Dramatik des Verborgenen. Noch steht alles bevor: auch wenns schon drunter und drüber geht. Es ist nur der Anfang. Der Lärm, das Getue, die Geschäftigkeit, das Tamtam, das so viele Leutchen bereits für »das Weltgeschehen«, die Epoche halten, sie sind so trügerisch wie die Ruhe. Stets braut sich was zusammen, bahnt sich etwas an. Die Luft mag muffig, waldwüzig, polar oder wüstenheiß sein, sie knistert vor Spannung. Jede Sekunde ein Noch-nicht. Jetzt? Nein, aber gleich. Jetzt? Nun schreckt mich schon die Klinke, die nicht gedrückt wird, die Wespe, die nicht zusticht, die Vase, die nicht stürzt, das Lächeln, das unterbleiben könnte ... der Riesenvogel, der nicht herbeirauscht, mich aus dem Bibliothekszimmer zu picken.

Hellwach gehe ich hervor aus dem schlaftönigen Nachmittag, witternd, tastend, ortend, als gelte es, das Gegebene von Grund auf neu zu überprüfen, lauschend, spähend, als bestünde jetzt eine besondere Chance, weitere Blicke auf die andere Seite zu tun, hinter die Kulisse, die sich der Wahrschau zu öffnen hätte, gleich der unter Tapeten verborgenen Tür eines Palastes, als dessen Gefangener sich der Gast, auch der verwöhnteste, betrachten darf, solange er nicht aller Mechanismen, Gänge, Falltüren, Schliche und Spione Herr ist. Solcher Gespanntheit der Sinne wird jeder Stein wichtig, jede Maserung, jedes Geräusch. Freilich folgt diesem erregten Suchen nach Zeichen und Signalen alsbald ein müdes Lächeln. Ein müdes, kein enttäushtes. Denn es enthüllt sich dem Beunruhigten, dem auf

Selbstsicherung Bedachten zwar nicht das große unbekannte Etwas, das den Himmel überm Berg hält, doch immerhin entdeckt er, dem Ducklauf einer Amsel folgend, eine geöhrte Brillenschote, ein zweifelhaftes Kratzkraut, eine prächtige Siegwurz, einen gemeinen Augentrost und, sieben Handspannen neben bitterem Lorbeer, eine schamhafte Sinnpflanze (*Mimosa pudica*), die, wie mancher unerfahrene Poet, vor allzu rempeligem Publikum bei Berührung die Blätter birgt.

Das Kubinsche Reich verlassend, überquere ich wieder einmal die Straße Passau/Schärding und habe Schwierigkeiten, mich als korrekter Verkehrsteilnehmer zu verhalten, so sehr gehört dieses Wegstück bereits zu meinen Seelen-Landschaften, in denen Autos nur eine schemenhafte, Gestalten hingegen eine führende Rolle spielen: ein Blick nach Norden, und da kommt aus der Dreiflüssestadt *Franz Stelzhamer* gezogen, brav und verwegen zugleich, an der Seite des »Müaderls«, das ihn, den Hals über Zylinder verschuldeten Schauspieler des Königlichen Theaters zu Passau, am Stadttor hat auslösen müssen. Aber, der Schlank! Mit jedem Schritt wird er gsprachiger. Am Morgen noch kläglicher Kollatzer (Hungerleider), ja, ein nichtsnutziger Herrngspieler in den Augen des pfnottatn Schieri (des mürrischen Gerichtsdieners), ist die Gall schon wieder fortgfladrazt und die ersten Schnaxen steigen auf, dass sogar 's rebi Glachter vorm Müaderl need Halt macht.

Noch freilich ist er nicht der »Franz von Piesenham«, der sich »vom Dorf den Adel nahm«. Noch ist er nicht der umworbene Dichter. Nur von ein paar halbschaarigen Rührstücken weiß er jetzt zu berichten, die er im Winter 1836

mitaufführen half, von seinem Stockwort, hinkünftig nicht mehr ganz so viel Augen auf dem Wirtshaustische liegen zu lassen, und von einer Handvoll Gstanzln, die er, viel lieber Sternldgucker als Raaftaife, in letzter Zeit verfasst habe. Und, um bei seinem Müaderl a Buildl eizlegn, gibt der Spendable sogleich ein paar *Kostproben* seines reich instrumentierten Bairisch, das ihm alsbald tosenden Beifall in den Sälen zwischen Linz und München, die Gunst des Königs, ja, sogar die Huldigung Adalbert Stifters einbringen wird.

Das Müaderl hört gern zu, lässt sich vom Franzl »Himml und Höll af der Welt« zeigen und »In Vogl sein Frühlings-Gsang« übersetzen, »wias ebba lautat, wann er redn kunnt.« Da pfgangtzts und blingatzts, da kreiseln Güllerschroa beim Dehnaus, da glinsts und tamerlts, bründelsts und brodelsts, lachazts und strodelsts, dass es eine Pracht ist. Da sehe ich mich sogleich in den östlichen Sauwald, in die Kopfinger Waldschlucht versetzt, wenn es heißt: »Durih a endlangs Holz / Voll Wibeln und Wan, / Voll Lassen und Lan, / Kam zum Duridadrahn«. Wahrlich, solche Sprachmusik hört man nicht zBuamasquick und zTrippsdrill; innviertlerisch: nicht überall.

Bis Schärding werden der Franz und sein Müaderl heute wohl noch gelangen, vielleicht gar bis St. Marienkirchen, von wo ein ganz anderer, doch in manchem höchst verwandter Sprachkünstler her stammt: Richard Billinger, der Dichter des Inn. Kubin schuf kongeniale Federzeichnungen zu Billingers Drama »Rauhnacht«, das 1931 in den »Münchner Kammerspielen« – Therese Giehse wirkte mit – uraufgeführt wurde. »Der Stoff liegt mir, wie Du Dir denken kannst«, schrieb

Kubin damals an seinen Freund unter der Rachellinie, an den Böhmerwaldmaler Reinhold Koeppel.

Das war die große Zeit Billingers, dessen Erzähl- und Bühnenwerk, und hierin ist es ganz innviertlerisch, aus dem Riss zwischen Heidnischem und Christlichem, später zunehmend auch zwischen dem traditionell-bäuerlichen und dem unaufhaltsam vordringenden maschinistischen Denken keimte. Litera-Toren, die seine Bücher gar nicht oder nur durch trübe Tagesbrillen gelesen haben, befeißigen sich darin, Billingers Namen in Blut und Boden zu verdammen, wo es nicht gelingt, ihn totzuschweigen. Daraus erklärt es sich, dass es geradezu Detektivarbeit kostete, seine Schriften aufzutreiben.

Mit der Lektüre setzte sogleich das Staunen ein. Nicht nur, dass ich in Billingers Gedichten – neben manchen Holperigkeiten und einer Reihe ungewohnter Sprachfiguren – kühne, mitunter genialische Setzungen fand; nicht nur, dass ich auf Prosa-Passagen von seltener Dichte traf – am eindringlichsten dort, wo der Autor dämonisches Getriebensein, Dingfrömmigkeit, Landschaft und Leibseligkeit gestaltete – mehr noch: es erschloss sich mir eine Enzyklopädie Innviertler Lebens, so reich, wie Stelzhamers Wortwelt sie andeutet, doch hier ins Sichtbare und somit ins Fassbare gesetzt: ein volkswundlicher Bilderreigen; als da sind Vorgangsbeschreibungen, Namen und Verwendung von Gerätschaften, Brauchtümer, Sinnsprüche, Lieder, Mären, Schicksale, Ortsbilder und Portraits von Häusern.

Dass die Verleger, denen Billinger demals reichlich Geld einbrachte – manches seiner Bücher wurde verfilmt, »Die goldene Stadt« lief sogar als ein Seller in den Kinos, ebenso »Wen die

Götter lieben«, ein Film um Wolfgang Amadeus Mozart, Novelle und Drehbuch von Richard Billinger –, dass die Verleger ihn heute vergessen haben, mag in jenem »Denken« wurzeln, dem alles, sogar menschliche Beziehungen, Ware ist. Dass aber just die eifrigsten Vertreter des neu-heimeligen Geraunes heute, die ich auf Billinger hin ansprach, die wanstigonoren Herren in Kulturämtern und die ackerkrumensüchtigen Heimat-Redakteure, die das Leben in einen Andachtsjodler und alle Probleme unserer Zeit in ein bäurisch-gschnappiges Sprüchlerl auflösen wollen, dass ausgerechnet sie, die Bayernlandltreuen, die weiß-und-blau-aber kleinkarierten Fürsprecher einer Heilen Welt nichts von Billinger drucken, das ist schon beinahe wieder ein Beleg dafür, dass sichs der Dichter des Inn sooo einfach nicht machte, wie jene es gerne hätten. Über solchen Gedanken, gelichtet durch Billinger-Zeilen – »Die Ähren stehen wie vor Gott« – »Lerche in den Lüften steigt. / Meine Seele schwelgt und schweigt.« – finde ich mich in St. Roman, im Herzen des Sauwaldes, sofern er nicht wieder einmal »woanders« sein sollte.

D Sunn macht an Pelz, sagte Stelzhamer, sähe er den wolkenboschigen Himmel jetzt. Da ich trocken nach Vichtenstein gelangen möchte, zu Obilot in die Schlosstaverne, verzichte ich darauf, im Heimathaus jene verblichene Handschrift vollends zu entziffern, einen Gichtbrief, den ich dort während meines ersten Besuchs – an einem Wintertag mitten im Frühling – anlas, jenes energisch-fordernde und zugleich flehend-unterwürfige Dokument heidnisch-christlicher Gedankenehe, das da beginnt mit den Worten: »Ich beschwör dich Gicht / und bescheid / bei der Sonne

und Mond und bei / den heiligen fünf Wunden unseres lieben Herrn Jesus Christus / und dem heiligen Blut / das aus seiner heiligen Seite fließt / und das Gott hier auf Erden ...«

Den Weg zum St. Romaner Heimathaus, das hinter einer welligen Flur im Westen des Ortes versteckt liegt, beschrieb uns eine Bauernfrau im Dorfe, doch erst, nachdem sie uns freundlichst in die Kuchl gebeten und zu Mitwissern ihres Befindens gemacht hatte: Dölmals, vor sechzig Jahren, sei es ihr ein Leichtes gewesen, den Gnadenort auf dem Haugstein z dahatschn, doch heute, wo schon der Neunziger anklopfe, müsse sie froh sein, wenn sie noch hinter de Gadernsprisseln (hinter den Stäben des Gittertürchens) Pfnacht bekäme, Luft. Manchmal denke sie sich: Schlickeradi (sapperlot), soll denn auch der Gang zur Sonnenbank nicht mehr zum Derpfneha sein; doch solches sei, wie gesagt, nur selten der Fall. Genau ogschaugt, lebe sie schon dreißig Jahre vor dem Droi-Knölllerl-Tag dahin, und der Herr Doktor, den sie alle Zeiten einmal mit einem kleineren Nisi (Hemmnis) aufsuche, tröste sie stets; letztmals mit den Worten: Ja mei, Frau! SchaungS eana Oita o, und schaungS as Wedda o – dann wissenS oiss!

Mit dem Gnadenort meint sie das Kircherl auf dem Haugstein, das zum Gedenken an die wundersame Errettung Leopold Greiners in den Forst gesetzt wurde. Der war Jäger im Dienste der Burg Vichtenstein und recht eifrig darin, den Wilderern im Sauwald das Handwerk zu legen. Aber eines Tages geschah es, dass die Gejagten den Jäger jagten – und er »wurde allhier an einen Buchenstamm gebunden«. Mit dem Kopf zur Erde,



wie es heißt. In' Ameisnhaufn mitm Gsicht, wie einige präzisieren. Doch der Gerechte, da er schon nicht mehr hoffen durfte, »wurde durch die Fürsprache der Gottesmutter befreit. 1697. Ein Strunk des alten Buchenstammes ist im Kapellenaltar eingemauert.« So informiert das Taferl.

Wer Näheres zu erfahren wünscht und bei den Waldbauern in der Umgebung fragt, kann hören: Eine Hirschkuh sei es gewesen, die des tränenreichen Greiners Fesseln durchbiss. Eine Variante, die ich in Pirkenwang notierte, besagt indes, die Ameisen selbst hätten die Stricke des Gefangenen in ihre ansonsten gewiss nicht befreienden Zangen genommen. Wieder eine andere Fassung imaginiert eine tiefblaue Wolke, die herabgekommen sei, Blitze schleudernd nach den Wilderern. Oben aber thronte – und ihr Glanz ward bis weit ins Böhmisches hinein wahrgenommen – ihre Majestät, die Regina Coeli, höchstselbst, und löste die teuflischen Bande des kopfstehenden Waidmanns, um, noch bevor der Gerechte ein Vergeltsgott hauchen konnte, wieder himmelan zu schweben, in einem Wind aus Musik.

In einem Wind schleifender Schneekristalle sehe ich den romanischen Bergfried der Feste Vichtenstein, auch jetzt, da Glühwürmchen durch die linden Lüfte taumeln. Aber das Bild der Winterburg – »in fahlem Lichte steht ein Turm« – das ich während eines Osterspazierganges schauen durfte, herrscht vor, wie sich nun zeigt. Da mag die mittelalterliche Anlage, im 16. Jahrhundert vielfach umgestaltet, noch so rotgolden in der Sommersonne leuchten, als Zeitenzwinge erhebt sich das vieltürmige, verwinkelte Eulengemäuer aus den Schneeschleiern. Über den Fins-terwald fliegt der Mond, ein stählerner

Riesendiskus, himmelhinab. Die Häuser des Straßendorfes Vichtenstein aber hocken kuschend an der Donaukante, im Halbrund um den Felsenhünen. Mit Wolfslichtern starren sie hinüber.

Von allen Burgen, die ich in meiner Kindheit baute, steht nur noch Vichtenstein. Sie entspricht so ganz den Vorstellungen des Baumeisters, der seine Schutz-und-Trutz-Architekturen, angefüllt mit Schätzen, denen er später elfenbeinfarbene Herzdamen hinzugewann, auf die weißen Kuppen und Kegel des Kopfkissens oder der Bettdecke setzte. Und so ist es nicht klassenkämpferisches Denken, nicht Neid, sondern aus Enttäuschung geborener Zorn, der mich einen unsichtbaren Fehdehandschuh unter den Einstieg, unter das gratige Kreuzgewölbe schleudern heißt: jedesmal, wenn mir diese »meine« ureigenste Burg Vichtenstein den Eintritt mit dem wenig heraldischen Schilde verwehrt: »*Gehen Sie bitte nicht weiter, mein Hund ist bissig!*«

Was hoaßt do bissiga Hund?! Unseroans hat an russischen Bärn auf dSchuita glegt! Da werd iatz neiganga – und wenn da Hauswolf, der Tyraß, ebbs wui, glang i eam ins Zahnschachterl und zia g eam an Magn übern Kopf! bringt sich Wusch ins Gespräch. Jeden Augenblick bini im Daherkemma! sagt er und leckt sich die Nase blank. So weit reicht seine Zunge, weiter noch.

Durchaus möglich, dass Wusch heute in der Schlosstaverne auftaucht, in Dingsbummsfallera, das er besonders gern besingt – vor allem, wenn er in »Landlerstimmung« ist – oder in der rauchgebeizten Stube des Kastanienwirts zu St. Ägidi. Plötzle bin i do – schneller wie dees erste Bier, Frau Wirtin!

Die Angesprochene zögert, dem Niemandweißwoher im grauen Regen- umhang, der so seltsame Sätze spinnt, auszuschenken.

– Und an doppeltn Obstler dazua: wissenS, i bin heit ganz ausanand. I hob an Todesfall ghabt, an Todesfall, Todesfall.

Ein Falter berennt das matte Geisterlicht überm Stammtisch. Das Gespräch dort erlosch bereits, als der Unbekannte aus der wetterleuchtenden Mitternacht hereinkam.

Dees is a ganz a Ratslerischer! mumpfelt einer über seinem Wurstsalat. Mitm Moped isa kemma! raunelt der nebendran. Wenn need gar auf der Höppin! gibt ein dritter zu bedenken.

Von einer solchen Mauer des Miss- trauens wendet sich Wusch ab. Hinten, an einem Ecktisch, hat er zwei späte Gäste entdeckt. GlaubmS mas, adressiert er an die, mia warn zammgschwoaßt, wia seltn jemand! Mit a feirign Goaßl hättens uns need ausanand bracht! Und damit kippt er den Obstler und schüttet das Bier hinterher. No amoi des Gleiche, Frau Wirtin, sonst derleb i's nimma!

Nun hat er unterwürfigst Platz genommen, sitzt, die Hände artig auf die Schenkel gelegt, gehörig abgerückt von den Fremden am Ecktisch, aber doch nahe genug, um sich noch zu ihnen zählen zu dürfen, sie ins Gespräch zu ziehen: Naa, naa, – i moan, mi trifft heit no da Haglkern! Der Schlaganfall, weshalb? frage ich.

Weil so vui koa Mensch need aushalt'n ko. Need amoi i, der i grundsätzlich in Starkstromkabel neiglang. Aber der Volt und der Ampere hat mi sein Lebtag need darennt! Beim Landladraan auf am hand- broatn Schammerl hats mi gschmissn, dass i mit meim Schäd'l a Kachl vom Ofa eidruckt hob, aber nix is higwen!

Den Russen, reiht er die Bilder seines Lebens weiter, habe er einen Panzer gestohlen, mit der Artillerie hams ma ins Mai einegschossn, dass dZähn herausd warn, im Abschnitt 707 – den kennenS eh! – habe er einen wilden Eber niedergerauft, im meterhohen Schnee, bei einer Kälte, dass dBaam explokrepidiert saan; doch das alles seien Lapalan-Zeigsummanand, gemessen an dem Schlag, der ihn heute aus heiterem Himmelherrgottsakramentnoamoihätts- denndeesbraucht? getroffen habe.

Darf man fragen, was passiert ist? kundschaftet mein Partner am Eck- tisch. Aber der Bratschenspieler Johann Peter Schwanthalers des Älteren, die leibhaftige, wenngleich immer noch etwas hölzerne Wiedergeburt des geschnitzten Musikanten, dem wir tags zuvor in der großen Schwanthaler-Ausstellung des Stiftes Reichersberg begegnet waren, winkt ab: Nicht zum sogn, nicht zum sogn!

Wie war das mit dem gestohlenen Panzer? lenke ich ab. Da erhebt sich Wusch feierlich, grinst von Montag bis Freitag, zwinkert uns vertraulich an, äugt, als sitze dort das Unheil, zum Stammtisch hinüber, wo das Palaver noch immer nicht wieder in Fluss gekommen ist, und – legt seinen Gummiumhang ab. Normalerweis bin i scho dreiadreißgmoi lebendigerweis gschtorbm und begrabm. Aber – und damit beugt er sich herab, iatz glanganS ma zeascht amoi do an' Kopf, sooo – und iatz glanganS ma no aufn Arm und druckn a bisserl, soooo, und iatz hams zwoa von meine sechsasechzg Granatsplitter! Es ist ja need aso gwen, dass a deitscha Landser nix kriagt hätt!

Argwohn im Blicke nähert sich die Wirtin mit dem Neubestellten. Das Bierglas nimmt er ihr augenblicklich aus

der Hand: Mit Erlaubnis, mir packens glei! und gefällt sich darin, nach einem geräuschvollen Zuge, dem ein vehementer Hegatzter, ein Aufschlucker, folgt, mit dem Glase einen imaginären Tisch abzutasten, bis wir ihn heißen, näher heranzurücken. Das freut ihn, denn mit uns ist er gegen jeglichen Einwand von seiten der Wirtin gefeiert. So stellt er, wieder einmal ein Landlerfragment posaunend – aber ohne Posaune, nur mit dem Munde, was ihm keiner nachzumachen versteht –, das Glas aufs Filzl, reißt dann, anstatt sich zu setzen, die Arme empor und führt, überraschend elegant und geschmeidig dabei, einige Tanzschritte in die Mitte des Raumes.

Da gibts sogar Beifall vom Stammtisch. Doch Wusch weiß um die Fragwürdigkeit solcher Gunst. Mit einer lässig-verächtlichen Handbewegung, die besagen soll: Auf euer heuchlerisches Lob geb ich gar nichts! Wollt euch doch nur vor den Fremden rausputzen! Glaubt ihr wirklich, ich hätte euer feindseliges Wittern, das mich statt eines Grußes empfangt, schon vergessen? wendet sich Wusch demonstrativ-ausschließlich uns zu, naht in winzigen, roboterhaften Schritten, die Arme automatensteif, um – und das bei einer steinstarren Gesichtsmaske – zu verkünden: Oiso, do – er tippt mit der Spitze des Zeigefingers auf die Tischplatte – war die Feuerlinie umma. Und do, wo iatz dea Tropfatzter is, ham mia durchmiassn. Durchkemma bin oanzig i! Herkemma lassn, hab i ma denggt. Und dann lautlos entfernen. Und scho is' losgangen. Meine Herren Exkreme! Wusch! Stalinorgeln aa no dazua. Da bin i im Dreck gflackt mit Bluad und Ehre! De Toudn saan hint gling wia Schuasterloabe. Mitm Flammenwerfer hab i mi durchbrennt. Und heit – dees no dazua!

Wusch blickt drein, als habe er Orest gesehen.

Ja, was denn? bemühe ich mich erneut herauszufinden. Er winkt ab: Nicht zum Sogn. An Todesfall. Ja und dann samma verlegt worn ... an den Westwall. Und auf oamoi hab i gmerkt, dass i a Gefangener bin. Da hab i mi an dArbat gmacht! Dees war need leicht: Ois vermint, müassnS bedenka!

Er aber, berichtet Wusch weiter, habe den geheimen Code gehabt: F – c – l – m! Deshalb habe man ihn verfolgt auf Schritt und Tritt. Und im Bunker 212, zwanzig Meter dicke Wänd, Stahlwänd! machts Schnurpsdi und i war alloa mit eam! Saan de automatischn Falltürn zuaganga gwen. / Mit wem waren Sie allein? / Mit mir und mit eam! / Wer war er?

Doch was Wusch nicht sagen möchte, entlockt ihm keiner. Dafür nimmt er das Ende vorweg: Der hat an zwoatn Schädl ghabt: verschlüsselt: da Kopf is kloana gwen: ois elektrisch! / Und wie sind Sie aus dem Stahlbunker freigekommen? / Glück im Unglück! pariert Wusch, Gegen-code ei'gsetzt, Frequenz umgschreit, dem mit dem zwoatn Schädl sei Schussapparatgwehr abgenomma, Zündungsdräht kurzgchlossn, WUSCH!

Auf der Flucht durch die Normandie seien die Amerikaner dahergekommen, aber gleich den ersten Jeep mit Negern habe er auslaart, und i bin ... – heimgefahren, ergänze ich. Aber da schlägt Wusch einen erzählerischen Haken, der ein für allemal vor verfrühten oder gar logischen Schlussfolgerungen warnen soll: Hoam? – Na! Direkt ins Oberkommando. Und beschwert darüber, dass ma mir an Doppelgänger naufghetzt hat. Dann mit der zogna Pistoln aufn Marschall sein Adjutantn losganga und gsagt: Auf

gähts, Wunderwaffn herzoang oder der Kriag is aus! Der Adjutant sei nur so gespritzt, dem Befehl Folge zu leisten – der unterirdische Schacht Basis 11/6 war scho freiglegt, vollautomatisch, is eh kloa – als er, Wusch, es sich anders überlegt und gerufen habe: Naa, hoit, lassenS de Wunderwaffn! DeanS mir dafür liaba an Führer her, I mecht wissn, obs den überhaupts no gibt! Dieser Aufforderung habe das Offizierl nicht entsprechen können, weshalb ein Gnadenschuss fällig und der Beweis auf der Hand gelegen sei, dassn scho – den Führer nämlich – liquida-daatscht habm!

Mehr und mehr steigert sich Wusch in einen verbalen Bluttausch. Die Fronten des Geschehens wechseln blitzartig. Soeben noch in einem wurlatn Frauenlager, wo er sich der Liebestollen mittels Handgranaten habe entledigen müssen, kurvt er bereits nach zwei Atemzügen inmitten sibirischer Scharfschützn und Flintnweiber: i hab nimma gwusst, wo i hischiaßn soi. Dann habis mitm Spatn in' Sumpf einetribm! und entwirft nach einer Episode aus der Jugendzeit – Dreimoi hätt i heiratn kenna, aber jedsmoi is ma sLacha auskemma! – ein perfektes Schreckensreich in de jugoslawischen Berg: Do host untairdisch mit der Diesellok bis nach Triest aufffahrn kenna. Metzgerei drin, oiss. Nackerde Weiber, Munitionslager, Radar, Kapelln, Konservn, oiss – und elektrisch, dass der Sauerstoff need gar werd. Und do schaug i um a Eck und siehch, wia a General, der grad amoi schnell oane – bitschibummsfallera, is die Liebe wieder da! – mit der Pistoin verabschiedn woit. Habi 'n mitm Spatn ..., dass der Kopf wiara Elfmetaboi ... und sie aa no dawischt, was ma bei so am Schlag natiali' need hot vahindan kenna!

Und durch den Stollen 2003 sei er dann ausgestiegen ans Tageslicht, aber: Bummsti, Wusch! Mittendrin im Endkampf. Das Mörderbataillon habe die Leichen mittels Planierdraht begradigt, weil hinten schon die Amerikaner im Anmarsch gewesen seien. Der Boden mit de No-need-ganz-Toudn-drinna habe sich bewegt wie ein See. Da sei ihm die große Wut gekommen, und er habe sie, die Massenmörder, erbarmungslos zammtrieb, in a Stahlnetz nei und in am Fluss versenkt, der obm schtaad, untn aber reißerd war. Einen Torpedo habe er für Gott und Vaterland auch noch nachgeschickt, und der Herr Oberst – ihn parodierte Wusch wiederholt und jedesmal bühnenreif –, der gesagt habe, Wat is los hia, wat ham Se jesaacht? sei die längste Zeit ein Lebender gewesen: An a V2 hibundn und zu de Schteandl gschickt. Iatz hota endlich sein kometnhaftn Aufstiege ghabt, der Karrieremetzga!

Mit dem Handrücken wischt sich Wusch ein giftiges Lächeln vom Munde. Es sickert wieder Schmerz in seine Augen. Nach einigen Seufzern presst er hervor: iatz glaubmS ma, dass mei Leb'n koa lustige Eicht war. Und dann trifft mi aa no dees! Und ma muaß aa no a Wasser saufn, wias Viech!

Die Wirtin hört Wuschs Vorwurf nicht. Sie ist hinterm Schanktisch eingekickt, das Strickzeug auf dem Schoß. Während einer seiner Tanzeinlagen in Landlerstimmung war Wusch gegen ihr Tablett gerumpelt, was die Bruchlandung mehrerer Gläser und Bier-Boykott zur Folge hatte. Seither hält er sich – unter Grimassen der Abscheu – am Wasserhahn schadlos: Da host an Todesfall, an Todesfall, vaschtähsd, und moanst, dees übalebst iatz nimma,

weil mir hams mei Angorakatz zamm-  
gfuhrn, mei Angorakatz, vaschtähnd, und  
dann mechst da an Trost otrinka und  
kriagst koa Bier nimma! Brüllts, springt  
auf, schlüpft in seinen regenrauen  
Gummimantel, wirft der Schlummernden  
einen Geldschein hin – is mehr als gnua! –  
und strebt hinaus, flüchtig grüßend, sein  
Moped zu besteigen.

Während Sturm unter den Firstpfetten  
und Hirnbrettern des alten Hauses  
rackelt, Blitze den Sauwald anflammen,  
Donner »dart« und Wolkenbrüche  
niederwuschen, entschwinden Ross und  
Reiter hinterbergs, hinter den sieben  
mal sieben Hügeln, die sich bei Wallern  
auftun, Dornedt verbergend und Ratzling,  
Gansing, Dirnham, Reizham, Knecht-  
lingsdorf, Irringsdorf, Muckenwinkl,  
Flohleitn, Mettmach, dessen Familien,  
wenn sie Lust haben, vor tausend und  
mehr Zuschauern manches großstädtische  
Ensemble unter den Tisch spielen, mit  
Theaterstücken von Shakespeare bis  
Hermann Bahr – seinen »Franzl«,  
grandios inszeniert zum 100. Todestag  
des Piesenhamers, schwiegen die Medien

Bayerns tot –, Neidling, Schimerljuden,  
Gilgenberg mit den Höfen des Meier  
Helmbrecht, Wildenau, dessen Musikanten  
singen und Trompeten blasen können,  
so strahlend, so jubelnd, dass dSunn no  
amoi aufgeht überm Hausruck und dem  
Kobernauffer Wald, in dem es jetzt wieder  
Wildschweine gibt – aus Bayern, über  
dSalzach und übern Inn saans kemma,  
hoafsts – Schreimoos, Forchtenau, Mining,  
Ursprung, Wurm und Weibern.

Dort im Innkreis, im Land der  
Sonnentore, erzähle ich gelegentlich vom  
Sauwald, von den Panzerpratzenkrebsen  
im Almosenbach, vom Drachenei des  
Magiers ... So auch einmal beim Wirt in  
Hueb. Wir saßen draußen im nächtlichen  
Märchenlicht. Frösche musizierten im  
Schlossteich. Ob ma dees ois glaubm ko?  
zweifelte einer in der Runde. Du, moan i  
– er meinte mich – bist aa so oana, auf den  
ma singa kaannt: Znaaxt bin i / übern Inn  
umma gschwumma / dFisch saan / von  
de Baam obagschprunga, / dSchpanfarkl /  
hamd Nester baut, / do hom / dLeit  
gschaugt!

Ja, wenn si's nur daatn! rief da ein Zech-  
bruder, wenn si's nur daatn!

## Spurensicherung

SEITE 5: »Die andere Seite«, ein phantastischer Roman, den der Magier Alfred Kubin (1877–1958) 1908 schrieb und illustrierte. Neu aufgelegt in der Nymphenburger Verlagshandlung, München 1968.

Zitiert nach Hans Schellnhubers Schrift: »Die Reformation in der Reichsgrafschaft Ortenburg«, Ortenburg, Dezember 1967.

Josef Schönecker, Hauptschuldirektor i. R., Herausgeber der »Innviertler Heimathefte« in Taufkirchen an der Pram, machte mich als erster darauf aufmerksam, dass es noch eine andere Ableitung des Namens gäbe: Sauwald – als Kürzel von ehemals »Passau(er) Wald«.

SEITE 8: Seit ich 1969 Ludwig Marcuses »Nachruf auf Ludwig Marcuse« (List, München 1969) las, trage ich den zitierten Satz mit mir herum. Jetzt erst, im März 1976, da ich der »Sauwaldprosa« einige Anmerkungen beifüge, entdecke ich, dass ich den damals angestrichenen Satz abwandelte. Im Original steht zu lesen: »Was im Anblick des Grabes zählt, ist nur noch, was ihn glücklich machte.«

»Der Moment ist alles.« Goethes Brief an Herder, 27. Oktober 1787, Zweiter Römischer Aufenthalt.

Teilzitat aus Ludwig Marcuses »Argumente und Rezepte«, Diogenes, Zürich 1973, Seite 59. Auch die folgenden Sätze sind erkennbar von dem Manne geprägt, der die letzten Jahre mein Denken und Handeln mitbestimmte.

Der Anfang eines Satzes aus Marcel Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« (Seite 3976), der ich mich

1972 anschloss. Dabei benützte ich die Suhrkamp-Ausgabe von 1967, Deutsch: Eva Rechel-Mertens.

SEITE 9: »Es blickt dich / der Wald mit den Augen / des Marders an.« Das sind die Schlusszeilen des Gedichtes »An der Lachswasserbucht« von Peter Huchel (»Gezählte Tage«, Suhrkamp, Frankfurt 1972).

Wer trotz aller im Text eingelösten »Wirklichkeits«-Belege immer noch annehmen möchte, es handle sich hier um eine erfundene Person, der reise sommers nach Oberösterreich, 4090 Engelhartzell, Mühlbach 3 (Einheimische nennen ihn »Almosenbach«) und beobachte Karl Luger während seiner Arbeit, die vor allem dann meiner Reportage entsprechen dürfte, wenn das Publikum lebendig genug ist, ihn zu inspirieren.

SEITE 13: »Schusterödthof«, Dezember 1970, Herausgeber: Kuratorium Niederbayerisches Bauernhofmuseum in Massing.

SEITE 14: Die »Dorfener Grabrede« nach einem Bericht des Zeichners Toni Waim, eines Verwandten von Rudolf Englberger (8. 3. 1908 – 11. 11. 1985). Abitur (1927) in Rosenheim. Kunsterziehung in München und Rostock, Universitätsstudium mit Staatsexamen und Promotion 1932. Arbeitete – Zahnarzt und Maler – von 1962 bis 1974 in Roßbach/Niederbayern, Landkreis Eggenfelden. Gemälde und Zeichnungen des Künstlers, der sich 1974 in Wasserburg am Inn niederließ, waren zuletzt in der städtischen Galerie zu Rosenheim, im Wasserburger Rathaus und im Haus der Kunst, München, zu sehen.

SEITE 15: »*Nervengrün*«. Ein Schlüsselwort, mit dem der einsteigs erwähnte Reisebegleiter spontan auf ein Gemälde Rudolf Englbergers reagierte.

»Als ich noch jung war ...«: Beginn des Gedichtes »Fern Hill« von Dylan Thomas. In der Nachdichtung von Erich Fried.

SEITE 16: Ein Haiku, zitiert auf Seite 64 von Archibald MacLeishs »Elemente der Lyrik«, Sachse u. Pohl, Göttingen 1960.

SEITE 19: Alfred Kubin: »Aus meinem Leben«, Seite 102 (Edition Spangenberg, Ellermann, München 1974).

Stelle des Zitats entfallen.

Cilli Lindinger starb am 25. September 1982.

SEITE 21: Alfred Kubin: »Die wilde Rast«, Briefe an Reinhold und Hanne Koeppel, Seite 29 (Nymphenburger Verlagshandlung, München 1972).

»Die wilde Rast«, Seite 23.

SEITE 22/23: Schreibung der Stelzhamersätze nach der Ausgabe von H. Commenda, Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1955.

SEITE 25: Bei einem späteren Besuch fand ich das Schild entfernt.

*Brannenburg, 1. August 1975*





## *Nachstell-Vorwort*

oder

Missglückte Sauwald-Postludiumsfrage,  
Rede an mich selbst  
im Kreise meiner Brüder, der Bäume,  
erzwungenermaßen auch ein Konsumwichtl-Drama,  
dessen Folgen zwar abzusehen, jedoch  
nicht mitanzuschauen sind.

Weiters einige Fußnoten über Wilddieberei,  
Geräusch, Ofensäue, Hoizwuide,  
große Themen, Passauer Kunst und  
einen in Aussicht gestellten III. »Versuch  
über Schweine«.